

gemeinsamen kollektiven Selbstmords aus Angst vor dem Tod und vor dem Verlust der Allmachtsphantasien. Schon ein Wirtschaftskrieg aus Angst vor dem eigenen Untergang würde ebendiesen vorantreiben, indem sie die Lebenslinien unserer weltweiten Verflechtungen zu durchtrennen droht. Die amerikanischen Sozialpsychologen Sheldon Solomon, Jeff Greenberg und Tom Pyszczynski haben als die zwei wesentlichsten Arten der Bekämpfung der Todesangst ein gutes individuelles Selbstwertgefühl und das Vertrauen in die je eigene Weltanschauung, in das jeweilige kulturelle Weltbild, herausgearbeitet (Solomon et. al. 2016). Diese beiden Abwehrformen der Todesangst werden umso gefährlicher, je weniger gesellschaftlich und individuell pluralistische Lebenshaltungen gelernt sind und je näher sie einer Kultur des Todes mit ihren pathologischen Fallen und Sackgassen stehen. Je mehr es sich hingegen um Kulturen des Respekts vor allem Leben handelt, desto besser stehen die Chancen, das Wissen um die eigene Vergänglichkeit in die Lebensführung so einzubeziehen, dass das eigene Leben und das der Mitmenschen bei allem unvermeidlichen Leid sinnvoll geführt werden kann. Die Projektionen der Todesangst auf Andere und Fremde aller Art und ihre illusionäre Bekämpfung in den Fremden und im fremd Erscheinenden ist ein anderer Ausdruck des abtötenden Umgangs mit dem Wissen um die Sterblichkeit. Letztlich ist es die konkurrierende faustische Gier politischer Führer nach illusionärer Unsterblichkeit durch durchdrehende Machtakkumulation und den dafür in Kauf genommenen Massenmord, die mehr Menschen als je in einem Dritten Weltkrieg in den Tod zu treiben droht. Es kommt darauf an, ob die militärischen Planungen obsiegen, die tiefer in die Doppelbindungsfalle treiben, oder jene, die wirklich verstehen, was gegenseitige Abhängigkeit bedeutet und so Auswege aus dem Mahlstrom der Moderne finden können. Es bleibt nur die Hoffnung, dass jene, die für ihren Traum an Planungen arbeiten, die große Teile der lebenden Menschen in grauenhaftes Sterben schicken würden, beim Blick in äußere und innere Spiegel daran denken, dass jeder Mensch bis zu seinem letzten Atemzug mit sich selbst zusammenleben muss; vielleicht möchten sie doch nicht, im Geiste von Hannah Arendt und vielen, die ein Morden verweigert haben, auf Dauer mit einem Massenmörder zusammenleben: sich selbst (Arendt 2014 b, S. 243 f.).

28. Womit man leben kann

In welchem Bild lässt sich die Figuration von Leben, Tod und Denken in der Moderne fassen, oder, mit einem etwas anderen Akzent, die Gestalt von Liebe, Hass und Erkennen?

Das Bild vom Ritt auf dem Tiger taucht auf, dem Tiger der Moderne, der während des Rittes immer stärker, größer und vor allem schneller

wird, so dass einem Hören, Sehen und Denken zu vergehen droht. Dieses Bild rückt die tödlichen Gefahren und die Vernichtungsangst in den Blick. In Fritz Habecks 1958 erschienenem Roman »Der Ritt auf dem Tiger« wird, als das Buch seinem Höhepunkt und Ende entgegenstrebt, eine der Hauptfiguren, schon in fortgeschrittenem Alter, so brutal zusammengeschlagen, dass sie einen Schädelbruch erleidet; Der Arzt schätzt die Überlebenschancen skeptisch ein. Die Romanfigur hält sich selbst eine Totenrede, in der sie den Zustand dieser Welt beschwört, die ihren Protagonisten nichts erspart und wie ein Ritt auf dem Tiger ist: »Am Ende wirst du unweigerlich aufgefressen!« (Jancak 2009)

Aber das ist nicht das ganze Bild. Unser Mitsäugetier Tiger verfügt als Tier und Metapher auch über gewaltige Lebensenergien, die nicht durch Teufelsbündnisse in Vernichtung münden müssen. In einem ihrer stärksten Durchbrüche, der nordamerikanischen Revolution und demokratischen Verfassung der USA, zeigt die Moderne ihr lebensfreundliches Gesicht, gewiss mit utopischen Zügen, jedoch solchen, die reale Annäherung an dieses menschliche Antlitz erlauben. Es geht um die Grundrechte auf Leben, Freiheit und das Streben nach Glück, und zwar für alle Menschen. Martin Luther King hat das als einen Schulschein bezeichnet, dessen Einlösung für viele Bevölkerungsgruppen, in diesem Fall vor allem die von Rassismus geprägten amerikanischen Farbigen, noch ganz oder teilweise aussteht. Er fordert in seiner unsterblichen Rede »*I have a dream*« dazu auf, den Durst nach Freiheit nicht aus dem Becher der Bitternis und des Hasses löschen zu wollen und der physischen Gewalt seitens der Herrschenden, ihrer Polizei und der Rassisten nur mit der Kraft der Seele zu begegnen. Dieser Ausstieg aus der Spirale von Zerstörung und Rache ist die große Herausforderung für *die Seele im technischen Zeitalter*.

Für den Systemtheoretiker Niklas Luhmann sind das alles Leerformeln (Luhmann 1997, S. 1083), zumindest eine »überalterte Begrifflichkeit«. Und doch teilt er auf seine Weise die Hoffnungen auf eine künftige Einlösung des »Projekts der Moderne«. Für ihn »steht die moderne Gesellschaft erst am Anfang. Die deutlich erkennbare Unzufriedenheit mit allem, was derzeit im Angebot ist, könnte ein fruchtbarer Anfang werden« (ebd., S. 1142). Eine neue Sprache, damit auch ein neues In welchem Bild lässt sich die Figuration von Leben, Tod und Denken in der Moderne fassen, oder, mit einem etwas anderen Akzent, die Gestalt von Liebe, Hass und Erkennen?

Doch zurück zu unserem metaphorischen Tiger der Moderne. Wenn er Hannah Arendt gelesen hat, ist er pluralistisch. Als Einheit in der Vielfalt lässt er sich einigermaßen reiten, schon weil er eine gewisse Toleranz und Friedfertigkeit entwickelt. Als systemtheoretischer Tiger wird er sehr komplex und entwickelt mittels funktionaler Differenzierung eine höchst zweiseitige Dynamik:

»Die Generierung von neuem Wissen durch die Wissenschaft in ihrer Monopolstellung für die Wissensproduktion lässt die traditionellen ›Wahrheiten‹ in Familie, Schule, Gesundheitswesen, Politik oder Recht obsolet werden und zwingt zur Revision aller darauf gestützten Praktiken (...). Die Wirtschaft produziert nicht nur Güter und Dienstleistungen, sondern auch Kranke, Arbeitslose und ökologische Schäden, die der Politik immer neue Aufgaben stellen (...). Die Ausdifferenzierung von selbstreferenziell operierenden Funktionssystemen folgt demnach auf das Ganze betrachtet einerseits einer Steigerungslogik (...), die zu höheren Niveaus der teilsystemischen Funktionserfüllung führt, andererseits aber auch einer Zerstörungslogik (...)« (Münch 2018, S. 30).

Bei Luhmann schließlich wird er zu »logischem Strukturreichtum«, einer »Pluralität von Selbstbeschreibungen, (...) die einander weder tolerieren noch nicht tolerieren, sondern einander nur nicht mehr zur Kenntnis nehmen können« (Luhmann 1997, S. 1144). Also ein Papier- oder elektronischer Dateitiger, dessen nicht mehr kommunizierende Teile unkoordiniert in verschiedene Richtungen laufen (»Diskrepanzen im Verhältnis der Funktionssysteme« Luhmann 1997, S. 1088) mit beträchtlichem Absturzrisiko. Das stellt den Reiter vor neuartige Probleme, zu denen allerdings das Gefressenwerden vielleicht nicht mehr gehört, sondern nur noch die ratlose Fragmentierung auch seiner selbst. Nie war »ich« weniger Steuermann als in diesem Modell. Es kann keine zentrale Steuerung mehr geben. Da könnte nur, mit Bateson, Metakommunikation, oder, mit Luhmann, Beobachtung zweiter und dritter Ordnung helfen.

Der Tiger hat, wieder anders betrachtet, nicht nur mörderische oder zerfallende Seiten. Auch helle Seiten, Aufklärung (*les lumières*), gehören zu seiner furchterregenden und mit Ehrfurcht zu betrachtenden Symmetrie; mit William Blake gesprochen:

»Tyger Tyger burning bright,
In the forests of the night:
What immortal hand or eye,
Dare frame thy fearful symmetry?«

Am wichtigsten erscheint es nun, die Ambivalenz zwischen Licht und Schatten, Lebensenergie und Todesgefahr zu sehen und die Seiten weder zu verwechseln noch ihre Zusammengehörigkeit zu übersehen. Bei letzterem hilft Kunst:

»In der Kunst kehrt sich das Verhältnis von dunklen und hellen Kräften um. Ein Lamento, Ausdruck von Trauer, kann mehr Helligkeit verbreiten als ein helles C-Dur« (Kluge 2018, S. 46).

Nichts charakterisiert die Moderne so sehr wie die Steigerungsdynamik zu höchsten Lebensmöglichkeiten und höchster Vernichtungsgefahr. Nichts ist gefährlicher als die Denkspaltung dieses doppelten Potenzials.

Dabei ist wieder an den Schneetraum im Zauberberg zu erinnern: Die unangenehmen, warnenden, aufrüttelnden, brennenden Stimmen sind nicht selten die des Lebens, die des Todes können einschläfernd sanft sein und voll »positiven Denkens«. Ob es hilft, den Tyger semantisch zum Cyber zu modernisieren, muss übrigens bezweifelt werden.

Es ist, in alter und metaphorischer Sprache, ein Ritt durch Nacht und Wind, ein Navigieren auf Sicht. Vielleicht lässt sich der Tiger allmählich zähmen und der Reiter löst sich nicht auf, sondern wird allmählich klüger und weitsichtiger. Die Erbkönige könnten entthront sein. Reiter und Tiger werden vielleicht märchenhafterweise gemeinsam alt, langsamer und umsichtiger und legen sich irgendwann zusammen, mit einem kleinen Sicherheitsabstand, zur letzten Ruhe.

Der Romanheld in Habecks *Ritt auf dem Tiger* schließlich wird am Ende doch nicht unweigerlich aufgefressen und überlebt vielmehr, so dass er im letzten Kapitel mit seinem Enkel fischen gehen kann. So kann es zumindest mit dem Streben nach dem scheinbar kleinen Glück gut gehen, zumal dieses sich nur klugerweise als klein tarnt, um von den großen Räubern übersehen zu werden, vor allem jenen humanoiden oder narzisstisch untoten Makroparasiten der Gewaltherrscher und Kriegsherren und ihrer Handlanger, von denen der Welthistoriker William H. McNeill spricht. Diese können weder mit sich noch mit anderen wirklich kommunizieren, sie denken also nicht, es sei denn in einer pathologischen Weise, die sich und andere vereist und abtötet. Bestenfalls veröden sie zu künstlicher Intelligenz. Sie stehen in desaströsem Ausmaß für den Irrweg der Vernichtung. Hanna Segal schreibt:

»Aller Schmerz kommt vom Leben (...) Die Geburt konfrontiert uns mit der Erfahrung von Bedürfnissen. Diese Erfahrung kann zu zwei Reaktionen führen, und ich denke, wir alle haben es mit beiden zu tun, wenn auch in unterschiedlichen Anteilen. Die eine ist die Suche nach Befriedigung der Bedürfnisse, sie steht im Dienste des Lebens und führt zum Streben nach dem Objekt, zur Liebe und schließlich zur Sorge um das Objekt. Die andere ist der Drang, das Bedürfnis zu vernichten, indem sowohl das wahrnehmende, erlebende Selbst wie auch alles, was wahrgenommen wird, vernichtet werden soll« (Segal in Kennel / Reerink 2013, S. 68).

Diese Vermählung von Schmerz und Leben beginnt vor der Geburt und endet nicht mit dem Tod. Wenn wir versuchen, Trauer zu verhindern, indem wir die Erinnerung an einen geliebten Toten mumifizieren – etwa sein Zimmer auf Dauer völlig unverändert lassen, so hält das unsere Beziehung zu diesem keineswegs am Leben, sondern friert diese ein, versetzt sie in Totenstarre. Die Beziehungen zu den Toten sind nur lebendig, wenn sie veränderlich sind, wenn wir an ihnen arbeiten können, so wie es die Beziehungen zu den Lebenden, darunter die zu uns selbst, sind oder sein sollten. »Und ein völliges Ende der Trauer ist ebenso illusorisch – es

ist die falsche Hoffnung, wir könnten unsere lebendige Trauer abtöten« (Grosz 2018, S. 220).

Die *Kritik des abtötenden Denkens* – vor allem die Kritik durch anders denken – kann hingegen, gleich wer sie in welchem Bereich durchführt, eine Belebung nicht nur der Begriffs-, Synthese- und Theoriebildung bewirken, sondern sich auch auf praktische Tätigkeit einschließlich der Praxis des Denkens, Sprechens, und Schreibens sowie auf jene, die diese durchführen, im Sinne einer aktiven Vitalisierung auswirken; dies jedenfalls ist die etwas überraschende Erfahrung des Verfassers – und hier kommen wir zum zweiten *Ineinsfall* von Form und Inhalt – mit der näheren Ausleuchtung dieses scheinbar zunächst so finster anmutenden Themas.²³

Im Gegenteil: Das Denken über Eros und Thanatos, über die zwei grundlegendsten Gravitationskräfte, die das denkende Menschenleben gegen- und miteinander bestimmen, eröffnet Spielräume intellektuellen Glücks. Dazu gehört die Begegnung mit der niederländische Soziologin Christien Brinkgreve, die ebenfalls ein Buch über diese zwei Grundkräfte menschlicher Zivilisation, wie sie Freud im *Unbehagen in der Kultur* analysiert, geschrieben hat, und ebenfalls diese über das Intellektuelle hinausreichende Liebe zu ihrer Forschungsreise erlebt (Brinkgreve 2018). Dieses Doppelthema wurzelt notwendig in persönlichen Erfahrungen und mündet in solche ein. In ihrem Fall ist es die Geschichte ihrer Mutter im Wechsel zwischen schweren Depressionen und starker Lebenskraft, mit der ihr werdendes Buch beginnt und endet. Dazwischen befinden sich zahlreiche weitere Fallbeispiele für das Ineinandergreifen von Lebens- und Todestrieb. Eines ihrer Grundthemen ist Kontakt als Lebensquelle: Kontakt mit anderen Menschen, Empathie, Liebe, Bindungen, aber auch Kontakt mit dem eigenen inneren Leben der Sehnsüchte, Triebe und Ängste – auf der anderen Seite der Mangel an Kontakt als Schlüssel zu Depression und Destruktion. Wie im hier vorgelegten Buch geht es auch bei Christien Brinkgreve um das komplexe Gewebe von Ambivalenzen und Spannungen, Punkten und Kontrapunkten, die den dialektischen Ineinsfall von Eros und Thanatos prägen.

Dieses Thema, soll es nicht völlig steril behandelt werden, bringt Schreibende und Lesende in starken Kontakt mit Unbewusstem, eigenem und fremdem, persönlichem und kollektivem. Setzt ein Autor jedoch alle psychischen Schichten im Schreibprozess ein, und spätestens die Synthesebildung aus seinem oder ihrem Material und den eigenen praktischen und theoretischen Erfahrungen erfordert das, entsteht eine Unverträglichkeit mit den abtötenden Aspekten des kollektiven akademischem

23 Laut Russell (2000) war Nikolaus Cusanus' »*Ineinsfall von Gegensätzen*« das Modell von C.G. Jung für den Kosmos und für die Psyche (vgl. Russell 2000, S. 240).

Über-Ichs und eine mehr oder weniger offene Rebellion dagegen. So verwundert sich Sigmund Freud, dass jedes Mal, wenn er eine psychologische Fallgeschichte schreiben will, ihm unter der Hand eine Novelle daraus wird. Immerhin hat diese Fehlleistung ihm den Goethe-Preis eingetragen. Bei Christien Brinkgreve wirkt sich dies musikalisch aus. Sie baut ihr Buch wie eine musikalische Komposition auf, mit Thema und Variationen. Auf der inhaltlichen Ebene versucht sie, wie ich in diesem Buch, zu erforschen, wie Eros und Thanatos miteinander verflochten sind. Methode und Form ihrer Arbeit jedoch zeigen eine vitale Orientierung auf die kreativen Kräfte im Leben und im Denken. Insofern nimmt sie Partei für Eros und gegen Thanatos.

Das gilt ebenfalls für den niederländischen Zivilisationstheoretiker Cas Wouters, der sein Lebensthema *Zivilisation und Informalisierung* auch auf die Notwendigkeit eines erneuerten, modernen *Memento Mori* bezieht (Wouters/Dunning 2019, S. 114 ff.). Um die Verhaltensmuster in die Richtung der ernstesten Lebenskunst eines zivilisierteren *homo ludens* zu erweitern, wie er an Johan Huizinga anknüpfend schreibt, braucht es die leichte Heiterkeit eines Selbstvertrauens, »which can only flourish to the extent that the sense of mortality has sunk in and the ability to endure feelings of powerlessness has been acquired« (Wouters in Wouters / Dunning 2019, S. 114). Eben der spalterische Wunsch der bisherigen Moderne, den Tod dem öffentlichen Blick zu entziehen, führt zu dessen dumpf unbewusster Dominanz.

Das legt politische und praktische Folgerungen nahe in Gestalt der Schaffung eines öffentlichen Rahmens, eines Raumes, welcher den Ausdruck einiger der Gefühle gestattet, welche Sterben und Trauern umgeben, und zwar dergestalt, dass ein Gefühl der Verbundenheit mit einer größeren symbolischen Gemeinschaft entsteht. Cas Wouters bringt hier eine faszinierend praktische Vision ins Spiel: Was wäre, so fragt er, wenn die Autoritäten der Städte und Gemeinden die Möglichkeit für jede tote Person eröffnen würden, einen Pflasterstein oder eine Fliese mit ihrem Namen, ihrem Geburts- und ihrem Todesdatum inmitten des Stadtgebietes zu erhalten? Bald schon wären unsere Ortschaften mit Erinnerungen an die früher Lebenden und so auch an die Sterblichkeit der jetzt Lebenden übersät. Lebendige Erinnerung, welche die isolierten Friedhöfe verlässt und sich ins alltägliche Leben mischt (Wouters in Wouters / Dunning 2019, S. 115 f.).

Wenn, um noch einmal auf die Ebene des soziokulturellen Konfliktes und damit auf die Möglichkeit des Tötens und des Aufhörens damit zurückzukommen, beispielsweise wenn islamistische Verteidiger der Religion und westliche Verteidiger der Aufklärung und des Pluralismus (ganz zu schweigen von nekrophilen Neofaschisten) in einer Weise aufeinanderprallen, die beides, Religion und Aufklärung, ihrer guten Wirkungsaspekte beraubt und stattdessen an die Strategie des Selbstmords aus Angst vor dem Tod und vor dem Verlust der Allmachtsphantasien

erinnert, so mag ein letzter Blick auf die Ambivalenzfähigkeit, welche auch Brinkgreve betont, als Gegengift helfen. Wenn wir Zygmunt Baumans Quintessenz aus der Quelle jüdischer Erfahrungen mit der Umwandlung nationalistischen Assimilationsdrucks in die Fähigkeit zu vertieftem Nachdenken und zum Umgang mit Ambivalenz und Pluralismus folgen, so ist die Ambivalenz von Leben und Tod sicher die am schwersten auszuhaltende.

Die Verleugnung der Sterblichkeit, des Todestriebes und der Lebens-Todestriebhypothese ist jedenfalls keine Option (Danckwardt 2011). Im Gegenteil »ist dies das wahre Unbewusste, der eigentliche Abwehrmechanismus – diese Weigerung, unsere eigene Gewalttätigkeit zu erkennen« (Girard 2019, vgl. Girard 2010, S. 177 f.). Das Verantwortungsbewusstsein des Tötenkönnens und Sterbenmüssens bildet den Mutterboden blühenden Lebens. »Wenn niemand stürbe, gäbe es keinen Raum für neue Menschen und deren Kreationen. Die Vielfalt käme zum Stillstand« (Teising 2018, S. 48 f.). Nicht der unabänderliche Tod ist der Skandal, sondern das änderbare abtötende Denken und Leben: Das sinnlose und einsame, schmerzvolle und unwürdige Kranksein, Altern und Sterben, die Armut im Alter. Vor allem aber das sinnlose und einsame, schmerzvolle und unwürdige Leben zu vieler Menschen in zu vielen Lebensphasen, der permanente Krieg auf allen Ebenen: Das ist der Skandal. Der Mangel an Fremd- und Selbstrespekt gegenüber Lebensäußerungen und menschlichen Bindungen in ihrer Kraft, Schönheit und Verletzlichkeit ebenso wie die Neigung, andere oder sich selbst zu verletzen, sind skandalös. Dort liegen die sinnvollen Veränderungen vor unseren Augen. Veränderungen, für die wir bisher in der Todesverdrängung gebundene, gefesselte Lebensenergien brauchen.

Der Tod ist, mit Seneca d.J. gesprochen, weder gut noch böse. Wir können ihn, wie das Leben, gut oder böse gestalten – mehr oder weniger. Wenn wir ihn nicht respektieren oder ihn gar verleugnen, können wir ihn nicht gut gestalten. Dann nimmt er schnell teuflische Züge an. Deshalb verbietet sich »Fahnenflucht vor dem, was menschlich, also endlich ist« (Engler 1997, S. 27).

Wenn wir sterben, sehen wir unserem absoluten Ende ins Auge, unserer Auflösung. Danach ist nichts. Kein Leben, kein Tod, keine Ambivalenz. Aber das ist nur unser individuell beschränkter Standpunkt:

»Das Ethos des ›homo clausus‹, des sich allein fühlenden Menschen, wird schnell hinfällig, wenn man das Sterben nicht mehr verdrängt, wenn man es als einen integralen Bestandteil des Lebens in das Bild von den Menschen mit einbezieht« (Elias 1982, S. 100).

Wie nah und lebendig sind uns viele, die nicht mehr unter uns weilen. Wo die Liebe spricht, können wir uns daher sagen, dass sie nicht immer tot, nicht ständig abwesend sein werden (Rainer Marten nach Bahr 2002,

S. 128). Im Voranschreiten des Lebens erfahren wir die Anwesenheit der Abwesenden. Wie alle Beziehungen wandeln sich auch diese und bedürfen stets neuer Gestaltung. »Wenn ich von Toten im Präsens erzähle, ist das eine Unveräußerlichkeit, die ich mir nicht ausreden lasse« sagt Alexander Kluge (Kluge 2018, S. 46).

Wie nah und lebendig können wir hoffen, manchen zu bleiben. Wie vieles, durch das wir im Laufe des Lebens hindurchgegangen sind und das zugleich durch uns hindurchgegangen ist, unser Anteil an der menschlichen Kultur, überlebt und transzendiert uns.

Man fällt ins Träumen, und die Welt als die von uns vergänglichen Menschen gemeinsam geschaffene Welt verschwindet nicht. Vielleicht gelingt es uns, unsere Welt nicht vor der Zeit zu zerstören. Der natürliche Untergang unseres Sonnensystems und unserer Milchstraße, vielleicht bei einer Kollision mit der benachbarten Andromeda-Galaxie, ist noch in weitester Ferne. Wir dürfen glauben, nicht spurlos zu verschwinden. Wenn wir nicht mehr sind, mag irgendwo ein Nachklang von uns schweben. Damit kann man leben.

Literaturverzeichnis

- Abbt, Christine (2017): »Freiheit kann man nicht befehlen. 1773 reiste Denis Diderot nach Russland. Der Besuch bei Zarin Katharina II. zeigte ihm, wo die Grenzen der Aufklärung liegen«. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 11.12.2017
- A-Bulletin 782 (2017): Zürich, 03.03.2017
- Ackeret, Markus (2016): »Bundestagsabgeordnete am türkischen Pranger. Drohungen aus der Türkei nach Armenier-Resolution«. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 08.06.
- Adorno, Theodor W. (2014): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt/Main, Suhrkamp-Verlag
- Altmeyer, Martin (2016): »Morden im Rampenlicht. Essay über die öffentliche Inszenierung von Allmacht und Größenwahn«. In: *Der Spiegel* 31/2016
- Antonovsky, Aaron (1997): *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen, dgvt-Verlag
- Arendt, Hannah (1989): *Vom Leben des Geistes. Band 1: Das Denken*. München, Piper Verlag
- (2003): *Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlaß*. Herausgegeben von Ursula Ludz. München, Piper Verlag
 - (2013): *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*. München, Piper Verlag
 - (2014a): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München, Piper Verlag
 - (2014b): »Persönliche Verantwortung und Urteilsbildung«. In: Martens (2014), 239–246
 - (2016): *Wir Flüchtlinge*. Mit einem Essay von Thomas Meyer. Stuttgart, Reclam Verlag
 - (2018): *Die Freiheit, frei zu sein. Mit einem Nachwort von Thomas Meyer*. München, dtv
- Assmann, Jan (2018): *Achsenzeit. Eine Archäologie der Moderne*. München, Verlag C.H. Beck
- Baehr, Peter (2010): *Hannah Arendt. Totalitarianism and the Social Sciences*. Stanford, Stanford University Press
- Bahr, Hans-Dieter (2002): *Den Tod denken*. München, Wilhelm Fink Verlag
- Barlösius, Eva / Kürsat-Ahlers, Elçin / Waldhoff, Hans-Peter (Hrsg.) (1997): *Distanzierte Verstrickungen. Die ambivalente Bindung soziologisch Forschender an ihren Gegenstand. Festschrift für Peter Gleichmann*. Berlin, Edition Sigma
- Baron, Stefan / Yin-Baron, Guangyan (2018): *Die Chinesen. Psychogramm einer Weltmacht*. Berlin, Econ
- Bateson, Gregory (2017): *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. Frankfurt am Main, Suhrkamp